

Heinz Böker (Hg.)

Psychoanalyse im Dialog mit den Nachbarwissenschaften

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft und als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert:

Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – wie beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, W.R.D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturanalytischen und politischen Ansätze vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wiederaufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Stärker als früher steht die Psychoanalyse in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologischen Psychiatrie. Als das anspruchsvollste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapie-Erfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Konzepte zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE
HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Heinz Böker (Hg.)

Psychoanalyse im Dialog mit den Nachbarwissenschaften

Mit Beiträgen von Michael Bertschinger,
Heinz Böker, Dominique Bondy Borbély,
Brigitte Boothe, Peter Dettmering,
Michael Dümpelmann, Mario Erdheim,
Ludwig Haesler, Peter Hartwich,
Rolf Haubl, Holger Himmighoffen,
Alice Holzhey-Kunz, Joachim Küchenhoff,
Marianne Leuzinger-Bohleber, Alexander Moser,
Georg Northoff, Thomas Stark, Regula Umbricht,
Thomas Umbricht, Hans-Jürgen Wirth,
Ioannis S. Zachariadis und Jeannette Zahner

Psychosozial-Verlag



SCHWEIZERISCHE GESELLSCHAFT FÜR PSYCHOANALYSE (SGPsa)
FREUD-INSTITUT ZÜRICH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe
© 2010 Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10, D-35390 Gießen
Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Ge-
nehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Skulptur in Zürich; Foto: Hans-Jürgen Wirth
Umschlaggestaltung & Satz: Hanspeter Ludwig, Gießen
www.imaginary-art.net

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
www.majuskel.de

Printed in Germany
ISBN 978-3-8379-2027-7

Inhalt

Vorwort	9
Geleitwort	
Pluralität und Einheit in der heutigen Psychoanalyse <i>Marianne Leuzinger-Bohleber</i>	13
Einleitung <i>Heinz Böker</i>	17
 I Psychoanalyse und Wissenschaft	
Neurobiologische Grundlagen des phänomenalen Selbstbewusstseins Kortikale und subkortikale Prozesse <i>Georg Northoff</i>	45
Die Neurobiologie des Selbst und das psychoanalytische Unbewusste <i>Thomas Stark</i>	57
Die Untersuchung neuronaler Effekte Psychodynamischer Psychotherapie mittels Neuroimaging Methodologische Voraussetzungen des Brückenschlags <i>Georg Northoff & Heinz Böker</i>	69
Psychoanalyse und Psychotherapieforschung Ein unauflösbares Spannungsfeld in Zeiten des wissenschaftlichen Pluralismus? <i>Marianne Leuzinger-Bohleber</i>	111

Zur empirischen Evidenz Psychodynamischer Psychotherapie bei depressiv Erkrankten Oder: Warum Eulen nach Athen tragen? <i>Heinz Böker, Holger Himmighoffen & Jeannette Zahner</i>	147
Psychoanalyse und narrative Forschung <i>Brigitte Boothe</i>	181
»Überschätzung des Wortzaubers« Lässt sich Freuds Misstrauen gegen die Philosophie philosophisch begründen? <i>Alice Holzbey-Kunz</i>	203
Umkämpfte Aufmerksamkeit AD(H)S: Symptom einer soziokulturellen Krise <i>Rolf Haubl</i>	223
 II Psychoanalyse und Gesellschaft	
Narzissmus und Macht Zur Psychoanalyse destruktiver Prozesse in der Politik <i>Hans-Jürgen Wirth</i>	243
Perversion und Kultur Ethnopsychanalytische Perspektiven <i>Mario Erdheim</i>	277
Psychoanalyse und Plastische Chirurgie: Der Körper als Verwandlungsobjekt Zur Psychodynamik schönheitschirurgischer Operationen <i>Regula Umbricht & Thomas Umbricht</i>	301
Der kranke Mensch im Spannungsfeld von Ökonomie und Ethik Psychoanalytische Überlegungen zur gegenwärtigen Medizinpraxis und Gesundheitsplanung <i>Ludwig Haesler</i>	323

III Psychoanalyse und Kultur

Psychoanalyse und Theater

Die Suche nach dem guten verlorenen Objekt 363

Dominique Bondy Borbély & Interview mit Luc Bondy

Psychoanalyse und Literatur – »Literaturanalyse« 381

Peter Dettmering

Verwandlung und Transformation

Assoziationen zu Kafkas Text *Die Verwandlung* 401

Dominique Bondy Borbély

Psychoanalyse und Film 423

Ioannis S. Zachariadis

IV Psychoanalyse und Psychotherapie

Was leistet die Psychoanalyse
für die Selbstkonstitution? 441

Joachim Küchenhoff

Die zukünftige Rolle
der Psychoanalyse in der Psychiatrie 459

Peter Hartwich

Psychoanalyse und Psychosenpsychotherapie

Zur Bedeutung der Affektentwicklung
für die Behandlung von Psychosen 481

Michael Dümpelmann

Psychoanalytische Ausbildung und institutionelle Psychiatrie

Die Perspektive der Ausbildungskandidaten 501

Holger Himmighoffen & Michael Bertschinger

Psychoanalyse und psychoanalytische Ausbildung

Die Perspektive eines Lehranalytikers 513

Alexander Moser

Zusammenfassung und Ausblick 533

Heinz Böker

Autorinnen und Autoren 543

Sachregister 551

Einleitung

Heinz Böker

Die Psychoanalyse erhebt als Wissenschaft vom menschlichen Unbewussten den Anspruch, eine umfassende Konzeption des Mentalen – einschließlich seiner Entwicklungszusammenhänge – und seiner Verbindungen sowohl zu den Dimensionen des Körperlichen wie auch des Soziokulturellen vorzuweisen. Sie verfügt über eine allgemeine Theorie, ist Forschungsmethode, Krankheitslehre und klinische Technik zugleich. Als Methode zur Untersuchung menschlichen Fühlens, Denkens und Handelns sucht sie nach latenter, dem Ich nicht ohne weiteres zugänglicher Bedeutung sowohl in den Symptomen des einzelnen Menschen als auch in den Manifestationen ganzer Gruppen und Kulturen. Psychoanalytische Interpretationstechniken kommen in den verschiedensten Bereichen zum Zuge, sei es in gesellschaftlichen Fragen, in Film, Literatur oder Theater, in den bildenden Künsten, Märchen oder anderen kulturellen Produktionen. Im engeren Sinne aber ist Psychoanalyse zunächst einmal ein klinisches Verfahren, welches auf Einsicht gründet: Einsicht in die unbewussten Zusammenhänge, in die Psychodynamik des Seelenlebens, Einsicht, welche im Bezug zu einem anderen im Dialog, im Beisein – oder der Abwesenheit – eines anderen heranwächst. Diese Einsicht ist als ein Prozess zu verstehen. Dieser andere, mittels dessen Präsenz Einsicht gewonnen werden kann, ist die Psychoanalytikerin, der Psychoanalytiker.

Somit hat Psychoanalyse schon in ihrem zentralen Anliegen als Methode zur Selbsterkenntnis und damit auch zur Selbstfindung etwas genuin Dialogisches. Dialog weniger als Rede und Antwort auf

bewusster Ebene, vielmehr als Bezogenheit zwischen zwei Subjekten und ihrem Unbewussten, als gemeinsames Nachdenken, als Sprechen zu und Gehörtwerden von einem anderen – und auch Gedeutetwerden von ihm, wobei dieser andere auch das eigene Selbst sein kann.

Geht man der Bedeutung des Ausdrucks »Dialog« nach, so findet man als eine mögliche Herkunft des Wortes die beiden griechischen Wortwurzeln *dia* (durch, hindurch) und *logos* (Wort, Sinn, Bedeutung). Das heißt in anderen Worten: Dialog als ein Fließen von Sinn.

Angesichts der vielfach beschworenen Notwendigkeit des Dialogs müssen zunächst auch die Voraussetzungen und Spielregeln des Dialogs geklärt werden. Zwei Grundvoraussetzungen eines Dialogs, der diesen Namen verdient, sind die Anerkennung des anderen in seinem Eigenen. Was so banal und selbstverständlich tönt, ist es – wie auch der Tagungsbeobachter der ersten »Psychoanalytischen Arbeitstage Zürich«, Heinz Müller, betonte, leider nicht. Ferner sollte an die Stelle konkurrierender oder alternativer Konzepte, deren Kluft allenfalls zu überbrücken wäre, der Gedanke oder die dialogische Frage einer möglichen oder notwendigen Komplementarität treten. Als Drittes fordert der Dialog ein Sprechen und Schreiben, das an den Dialogpartner adressiert ist und die Sprache der eigenen Wissenschaft für den Laien übersetzt, möglichst ohne Verlust an Komplexität, was alles andere als einfach ist.

Der Titel *Psychoanalyse in Dialog* mit den Nachbarwissenschaften soll deutlich machen, dass die Psychoanalyse sich als Wissenschaft unter anderen Wissenschaften versteht und damit ihre eigenständige Position im heterogenen Pluralismus der Wissenschaftslandschaft behauptet. Der erste Themenschwerpunkt des Buches zielt auf den Dialog der Psychoanalyse mit den benachbarten Wissenschaften. Dieser Dialog wurde – für viele zunächst überraschend – gerade auch durch die empirischen Ergebnisse der Neurowissenschaften in den vergangenen 20 Jahren deutlich gefördert. Angesichts dieser Entwicklungen liegt es nahe, die spezifische Schnittstelle zwischen Neurowissenschaften und Psychoanalyse als Ausgangspunkt dieses Dialoges zu setzen.

GEORG NORTHOFF setzt sich mit den neurobiologischen Grundlagen des phänomenalen Selbstbewusstseins auseinander. Im Hinblick auf

die Beziehung zwischen den verschiedenen Konzepten des Selbst und den diesen zugrunde liegenden neuronalen Mechanismen schlägt er eine prozessuale Definition des Selbst in Form des selbst-bezogenen Prozessing vor. Dabei wird das Selbst durch das phänomenale Erleben der Beziehung zwischen Umwelt und Organismus definiert. Unter Berücksichtigung der Ergebnisse bisheriger Studien zum Selbst in der funktionellen Bildgebung gelangt Northoff zu dem Schluss, dass die Selbst-bezogene Prozessierung (SBP) mit der neuronalen Aktivität in den medialen Regionen des Gehirns – den sogenannten kortikalen Mittellinienstrukturen – zusammenhängen könnte. In dieser von Georg Northoff entwickelten Perspektive rückt ein prozessuales Konzept des Selbst an die Stelle eines inhaltlichen bzw. domänenbezogenen Konzepts des Selbst, welches durch einen spezifischen Prozess definiert wird.

Die Implikationen der Selbst-bezogenen Prozessierung für das Konzept des Selbst und im Hinblick auf psychiatrische Krankheitsbilder und den Dialog zwischen Neurowissenschaften, Psychiatrie und Psychoanalyse werden diskutiert. Im Fokus sind dabei insbesondere depressiv Erkrankte, die ihr eigenes Selbst – wie erfahrene Kliniker immer wieder beobachten – in den akuten Krankheitszuständen oftmals nicht mehr erleben, ihm keine Emotionen mehr zuordnen können und sich isoliert und abgetrennt von der Umwelt fühlen. Neuroimaging-Studien zeigten, dass depressive Patienten in den kortikalen Mittellinienstrukturen starke Veränderungen bei emotionaler Stimulation aufwiesen. Diese empirischen Befunde unterstreichen zum einen die Hypothese eines abnormen Zusammenhangs zwischen der Hirnaktivierung in den kortikalen Mittellinienstrukturen und dem Selbst, und machen zugleich deutlich, wie groß unsere Wissenslücken im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen Selbst, komplexen Änderungen im Erleben und in der Beziehung zur Umwelt und deren neurophysiologischen Korrelationen (insbesondere hinsichtlich der neurophysiologischen Substrate im Bereich der kortikalen Mittellinienstrukturen) sind. Erst aus einer genaueren Kenntnis dieser Zusammenhänge könnten in Zukunft auch gezielte psychotherapeutische und/oder pharmakotherapeutische Interventionen abgeleitet werden.

Im Zusammenhang mit dem Konzept der Selbst-bezogenen Prozessierung geht Georg Northoff schließlich auch auf den Dialog zwischen Psychoanalyse und Neurowissenschaften ein. Das Konzept des Selbst sei seitens der Psychoanalyse – im Vergleich mit dem Ich – eher vernachlässigt worden. Selbst und Ich seien als komplementäre Konzepte anzusehen. Gerade von dieser Komplementarität des Selbst- und Ich-Konzeptes könnte die Neurowissenschaft von der Psychoanalyse lernen, insbesondere im Hinblick auf die Überwindung der Fixierung auf mentale und nichtmentale Inhalte. Die Komplementarität zwischen Selbst und Ich lenke den Blick von den Inhalten auf die Organisation der Psyche. Selbst und Ich entsprechen eben nicht bestimmten neuronalen Inhalten; vielmehr sei es auch für die Neurowissenschaften entscheidend, die Aufmerksamkeit auf die neuronale Organisation zu lenken.

THOMAS STARK setzt sich mit der Neurobiologie des Selbst und dem Unbewussten in psychoanalytischer Perspektive auseinander. Ausgangspunkt ist dabei die Unterscheidung zwischen einem objektiven Kern-Selbst und einem erzählenden subjektiven Selbst. Die anatomisch-strukturellen Grundlagen des neuroethologischen Kern-Selbst sind die sogenannten subkortikalen und kortikalen Mittellinienstrukturen, deren neuronale Funktionen ganz wesentlich auf das sogenannte »self-related processing« (von Stark mit »zu einem Selbst verknüpfende neuronale Aktivität« übersetzt) zielen. Stark betont, dass das Kernselbst über das Self-related Processing intensiv mit der Umwelt verbunden ist. Stark ordnet es den Freud'schen Selbsterhaltungstrieben zu, die die Bausteine und den Rahmen des in der Psychoanalyse erforschten psychischen Lebens bilden (Bewusstsein, Affekte und Antriebe). Die Auslagerungen der Wurzeln dieser Funktionen in die Säugetierbiologie gebe der Psychoanalyse Spielraum für die Erforschung des Säugetier-Kernselbst durch die Besonderheiten der menschlichen Entwicklung und ihrer Folgen, das heißt des psychoanalytischen Unbewussten.

Während der Andere in den Arbeiten Northoffs nur implizit als Reiz aus der Außenwelt enthalten sei, käme dem Anderen aus entwicklungspsychologischer und psychoanalytischer Sicht eine unabdingbare Bedeutung für die Entwicklung des Subjekts zu. Unter Bezug auf Laplanches Konzept der »rätselhaften Botschaften« weist Stark darauf hin, dass das

Kind über eine komplexe Entwicklung eines mit dem Erwachsenen nicht geteilten eigenen verdrängten Unbewussten aus einer gemeinsamen intersubjektiven bzw. relationalen Matrix heraus die Fähigkeit entwickelt, in die allgemeine unpersönliche Subjektivität Grenzen einzuziehen, die das Kind zum Subjekt und das Gegenüber zum Anderen ein- und die Welt in ein Da-Draußen ausschließen. Dementsprechend plädiert Stark für eine neurobiologische Konzeption des psychoanalytischen Unbewussten, die von einer notwendigen gegenseitigen Bedingtheit von Hirnentwicklung, psychoanalytischem Unbewussten und Selbst unter dem Einfluss des Anderen ausgeht. Er macht ferner darauf aufmerksam, dass die von Northoff vertretene Erste-Person-Perspektive nur das bewusste Selbsterleben der Versuchspersonen erfasse, wesentliche zum erzählenden subjektiven Selbst gehörende Vorgänge jedoch nicht wahrnehmbar seien. Hinsichtlich der von Northoff geschilderten Forschungsparadigmata bleibt für den Psychoanalytiker die Frage offen, worin die durch die Versuchssituation (bzw. die präsentierten Bilder) ausgelösten dynamisch unbewussten Vorgänge bestehen.

Thomas Stark gelingt es ausgezeichnet, als Psychoanalytiker die Perspektive des Neurowissenschaftlers einzunehmen und diese in einem weiteren Schritt in psychoanalytischer Sicht zu erweitern und zu hinterfragen.

Der Anspruch, eine Brücke zu schlagen zwischen verschiedenen erkenntnistheoretischen Ansätzen und methodologischen Zugängen, setzt die Klärung der methodologischen Voraussetzungen eines solchen Brückenschlags voraus. Diese grundsätzlich zu lösende Problematik wird auf die Untersuchung neuronaler Effekte Psychodynamischer Psychotherapie mittels bildgebender Verfahren bezogen, wie GEORG NORTHOFF und HEINZ BÖKER in ihrem Beitrag erörtern. Neben den grundsätzlichen Problemen der Interpretation von Neuroimaging-Befunden bei der Untersuchung psychotherapeutischer Interventionen verweisen die Autoren insbesondere auf das Problem der Unterscheidung zwischen dem Zielsymptom und den – diesem möglicherweise zugrunde liegenden – psychodynamischen Prozessen sowie auf das Problem der Konzeptualisierung psychodynamischer Konzepte hin. Die Vielzahl der in den Studien zu den neuronalen Effekten Psychodynamischer

Psychotherapie zu kontrollierenden Faktoren wird zusammengefasst unter den Überschriften »Design-Problem« und »Übersetzungsproblem«. Das Design-Problem zielt dabei auf die Frage, auf welche Weise funktionell verknüpfte Variablen in einer experimentellen Studie auf unabhängigem Wege erfasst werden können. Das Übersetzungsproblem wirft die Frage auf, wie die verschiedenen konzeptuellen Ebenen überbrückt werden können (die subjektiv-personale Ebene von Patient und Psychotherapeut, die neuronale Ebene des Gehirns, die Diskrepanz zwischen den zu beobachtenden behavioralen Effekten der Psychotherapie und der subjektiv erlebten Wirksamkeit, und nicht zuletzt auch die Lücke zwischen der psychodynamischen Ebene der Psychodynamischen Psychotherapie, der psychologischen Ebene der Aktivierungsaufgaben im Rahmen von Neuroimaging-Studien und der neuronalen Ebene der gemessenen Parameter). Valide und reliable Messungen und Interpretationen der Daten setzen eine Klärung dieser grundsätzlichen Fragen voraus, um ein experimentell einwandfreies Design zu entwickeln. Ein zentrales methodologisches Problem besteht darin, dass mögliche neuronale Veränderungen vermutlich eher diejenigen psychodynamischen Prozesse widerspiegeln, die der psychotherapeutischen Intervention zugrunde liegen, als die psychotherapeutische Intervention selbst (den therapeutischen »Input«). Diese Diskrepanz zwischen klinischer Realität und den Notwendigkeiten eines experimentellen Designs muss sowohl im Hinblick auf die Entwicklung eines geeigneten Untersuchungsparadigmas wie auch hinsichtlich der Dateninterpretation berücksichtigt werden.

Ein weiteres methodologisches Problem ergibt sich dann, wenn die Wirksamkeit der Psychotherapie (Output) ausschließlich auf der Ebene der jeweiligen psychodynamischen Dimensionen erfasst wird, da bei einem solchen Vorgehen die unabhängige Variable gleichzeitig abhängig von dem gewählten Maß (den psychodynamischen Dimensionen) bleibt. Deshalb werden zusätzliche abhängige Variablen für die Veränderungsmessung im Verlauf psychotherapeutischer Behandlungen benötigt. Ein mögliches Vorgehen bei der Entwicklung eines experimentellen Designs wird am Beispiel des »introjektiven Typus« der Depression beispielhaft dargestellt.

Zusammenfassend unterstreichen die Überlegungen zu den methodologischen Voraussetzungen des Brückenschlags das hohe Ausmaß an Komplexität, das mit unterschiedlichen konzeptuellen, empirischen und experimentellen Problemen verknüpft ist. Ein wesentliches Anliegen der Autoren besteht darin, gerade angesichts dieser komplexen Problematik einen »Weg durch den Dschungel der Komplexität zu vermitteln«. Dabei gehen sie davon aus, dass die Komplexität der Erforschung der neuronalen Effekte Psychodynamischer Psychotherapie in beinahe paradigmatischer Weise die Komplexität des menschlichen Gehirns widerspiegelt, sodass die Ergebnisse neuropsychodynamischer Forschung eine Einsicht und ein besseres Verständnis allgemeiner Prinzipien neuronaler Organisation ermöglichen können.

MARIANNE LEUZINGER-BOHLEBER beschreibt als erfahrene Psychoanalytikerin und Psychotherapieforscherin die psychoanalytische Psychotherapieforschung als ein Spannungsfeld, das viele Entwicklungsmöglichkeiten enthalte, zugleich aber auch mit möglicher Überforderung verbunden sei. Ausgangspunkt ist eine kritische Reflexion des Pluralismus der Wissenschaften. So sei es stets problematisch, wenn sich die Psychoanalyse in Therapievergleichsstudien unkritisch einem einheitswissenschaftlichen Forschungsparadigma der Messbarkeit und der wissenschaftlichen Kontrolle unter dem Deckmantel der Qualitätssicherung unterziehe, andererseits könne sich die Psychoanalyse in ihrem Anspruch als Heilmethode nicht dem Nachweis ihrer Wirksamkeit entziehen. Psychoanalytische Forschung sei oftmals vergleichbar einem Seiltanz zwischen zwei drohenden Gefahren: zwischen der Skylla der Überanpassung und des Identitätsverlustes einerseits und der Charybdis der Verweigerung des interdisziplinären wissenschaftlichen Diskurses mit dem Rückzug in eine »splendid isolation« im psychoanalytischen Elfenbeinturm andererseits. Aufgrund ihrer wissenschaftshistorischen Überlegungen schlussfolgert sie, dass es weder das Anliegen der heutigen Psychoanalyse sein könne, sich an die Kriterien von »science« im Sinne einer naturwissenschaftlich geprägten Einheitswissenschaft anzugleichen, noch die Psychoanalyse weiterhin in einem Schwebezustand zwischen Kunst und Wissenschaft zu lokalisieren. Sie fordert stattdessen dazu auf, die Psychoanalyse möge die Spezifität der psychoanalytischen

Wissenschaft mit ihren charakteristischen Forschungsmethoden und ihren spezifischen Prüf- und Wahrheitskriterien im Kanon anderer Wissenschaften offensiv vertreten. Eine wesentliche Voraussetzung bestehe darin, die Spezifität der Psychoanalyse (inklusive der spezifischen Untersuchungsmethode, ihres spezifischen Untersuchungsgegenstandes und der ihr eigenen spezifischen Qualitätskriterien) im kritischen Austausch mit anderen Wissenschaften transparent zu machen. Sie grenzt eine »forschende Grundhaltung« in den verschiedenen Formen psychoanalytischer Forschung von einer professionellen Behandlungskunst ab und beschreibt die klinisch-psychoanalytische Forschung (als Kernstück psychoanalytischer Forschung überhaupt), die psychoanalytische Konzeptforschung und die Zielsetzungen der extraklinischen Forschung (beispielhaft insbesondere die multizentrische LAC-Studie zur Depressionsbehandlung).

Das wissenschaftliche Plädoyer von Marianne Leuzinger-Bohleber besteht darin, dass sich die klinische Psychoanalyse neben der Intensivierung der klinisch-psychoanalytischen Forschung nur produktiv weiterentwickeln könne, »wenn sie eine große Offenheit für neue Patientengruppen, aktuelle gesellschaftliche Themen und Anforderungen sowie die verschiedenen Formen klinischer und extraklinischer, empirischer und interdisziplinärer Forschung – und vor allem auch für ihren wissenschaftlichen Nachwuchs – an den Tisch legt«.

Der Beitrag von HEINZ BÖKER, JEANNETTE ZAHNER und HOLGER HIMMIGHOFFEN setzt sich mit einem hartnäckigen Vorurteil auseinander, nämlich mit der Annahme, dass psychoanalytische Therapieverfahren nicht wissenschaftlich fundiert seien. Dieses Klischee wird u. a. entkräftet durch die Vielzahl empirischer Untersuchungen zum Stellenwert der Psychodynamischen Psychotherapie im Rahmen der Depressionsbehandlung. Der Beitrag vermittelt einen Überblick über die Ergebnisse der vorliegenden Wirksamkeitsstudien zur psychodynamisch orientierten Kurzzeittherapie und zur psychoanalytischen Langzeittherapie bei depressiv Erkrankten. Es zeigt sich, dass neben der kognitiv-behavioralen Therapie und der interpersonellen Therapie auch die Wirksamkeit der Psychodynamischen Psychotherapie bzw. der Psychoanalytischen Psychotherapie bei Depressionen empirisch gut

abgesichert ist. Es wird deutlich, dass angesichts der Schwere depressiver Erkrankungen, der Rezidivierung und der Chronifizierung Depressionsbehandlungen jenseits der notwendigen intensiven Interventionen nach einer Erstmanifestation insbesondere auch den Langzeitverlauf depressiver Erkrankungen berücksichtigen müssen. Die Psychodynamische Psychotherapie und die Psychoanalytische Psychotherapie tragen als wirksame Psychotherapieverfahren zu einer adäquaten Behandlung insbesondere derjenigen depressiv Erkrankten bei, bei denen eine persönlichkeitsstrukturell verankerte Dynamik, intrapsychische und/oder interpersonelle Konflikte zur Auslösung depressiver Episoden und zur Chronifizierung des Krankheitsgeschehens führen können.

In einem weiteren Schritt gehen die Autoren dem Phänomen nach, dass der vorhandenen empirischen Evidenz der Wirksamkeit Psychodynamischer Psychotherapie in der Depressionsbehandlung weder in der aktuellen wissenschaftlichen noch in der gesundheitspolitischen Diskussion Rechnung getragen wird. Der Beitrag setzt sich kritisch mit dem »golden standard« der randomisiert-kontrollierten Studie im Rahmen der Psychotherapieforschung auseinander. Gerade auch die Heterogenität depressiver Syndrome, die hohe Komorbiditätsrate bei depressiv Erkrankten und die Bedeutung der Qualität der therapeutischen Beziehung unterstreichen, dass die Anwendung eines laborexperimentellen Untersuchungsdesigns bei der Bewertung und beim Vergleich unterschiedlicher Psychotherapiemethoden auf zwei zentralen empirisch nicht validierten Annahmen beruht, die gerade auch in der Behandlung depressiv Erkrankter nicht erfüllt sind: homogene Patientenstichproben zu identifizieren und eine Behandlungsmethode unabhängig vom Einfluss des Therapeuten untersuchen zu können. Es wird eine mehrstufige Psychotherapieforschung propagiert, die neben der Untersuchung isolierter therapeutischer Interventionen (z. B. mittels RCT) insbesondere auch den Verlauf der Behandlung unter Praxisbedingungen erfasst. Die chronische Depression stellt eine besondere Herausforderung dar; dies unterstreicht, dass die Propagierung kurzer Therapien gerade bei der Depression weder der klinischen Alltagserfahrung noch der vorhandenen empirischen Datenlage entspricht. Zur Gestaltung einer dem jeweiligen Einzelfall anzupassenden mehrdimensionalen Behandlung

ist nicht zuletzt auch der – von ideologischen Vorbehalten befreite – Dialog der Vertreter unterschiedlicher Psychotherapierichtungen und der Pharmakotherapie eine wesentliche Voraussetzung.

BRIGITTE BOOTHE betont in ihrem Beitrag die Nähe der Psychoanalyse zur Narrativik, zur Literatur- und Geisteswissenschaft. Indem der Psychoanalytiker das, was er sieht und versteht, als Mitteilung auffasse und dazu eine Geschichte rekonstruiere, nehme er teil an einer enthüllenden Inszenierung: Er wird zu einem emotional engagierten Zuschauer bei einer Szene, die dem Betrachter etwas Bedeutungsvolles mitteilt, für den Produzenten aber nur Ausdruck von Störung und Leiden sei. Dieses von Argelander so bezeichnete »szenische Verstehen« wird dabei zum sichersten Fundament des psychoanalytischen Erkennens in der Teilhabe an der Situation des Patienten, worauf bereits Lorenzer aufmerksam gemacht hat.

Anhand von klinischen Beispielen zeigt Boothe, dass die Psychoanalyse als klinischer Dialog narrativ und szenisch darstellende, explorativ-reflexive Arbeit ist, zugleich auch eine der Stärkung und der Entwicklung des Ich dienende Kooperationsform. Die narrativen Inszenierungen verweisen auf Wünsche, Ängste, Abwehrstrategien und ermöglichen einen spezifischen Einblick in den persönlichen Kosmos einer Person. Prototypische Beziehungsmuster lassen sich in einer systematischen Weise erschließen (z.B. mittels des »Zentralen Beziehungskonflikts« nach Luborsky, 1998, oder der Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik). Im Rahmen der von Brigitte Boothe vorgestellten »klinischen Narratologie« kann die Mikrodynamik des therapeutischen Prozesses mittels qualitativer Forschungsmethoden (z.B. Erzählanalyse nach Jakob) näher erforscht werden.

Die sprachliche Ausgestaltung oder narrative Inszenierung von Ereignissen dient wesentlichen psychischen Funktionen (der Wunsch-erfüllung, der psychischen Reorganisation, der sozialen Integration und der Aktualisierung im historischen Kontext). In diesem Zusammenhang ist es naheliegend, dass Selbstartikulation des Leidens und psychisches Leiden verschwistert sind und es dementsprechend unverzichtbar ist, dieser Selbstartikulation besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Im Rahmen der psychoanalytischen Behandlung wird

dabei die Erzählung zu einem gemeinsamen Dritten von Patient und Therapeut.

Boothe betont schließlich die narrative Wende der Psychologie und weist darauf hin, dass die Psychoanalyse nicht mehr als Entdeckungs-, sondern als Konstruktionsverfahren anzusehen sei. Die Inhalte der Konstruktionen und die neuen Perspektiven erschließen sich dabei vor allem im Dialog.

Der Beitrag von ALICE HOLZHEY-KUNZ setzt sich in einer nicht enzyklopädischen Weise mit einzelnen Aspekten des Verhältnisses von Psychoanalyse und Philosophie auseinander. Es geht insbesondere um die Frage, inwieweit sich das bekannte Misstrauen Freuds gegenüber der Philosophie (»Überschätzung des Wortzaubers«) philosophisch begründen lässt. Holzhey-Kunz unterstreicht, dass Freud mit Recht geltend machte, etwas über oder im Menschen entdeckt zu haben, was die Philosophie nicht kennt und was sie auch mit ihren Mitteln nicht zur Sprache zu bringen vermag. Sie vertritt dabei die Auffassung, dass sich die Entdeckungen Freuds existenzial-philosophisch begründen lassen. Dabei bezieht sich die Autorin insbesondere auf Kierkegaard und den frühen Heidegger, die ebenfalls den Finger auf etwas gelegt hatten, was die Philosophie bis dahin abgewehrt hatte und das im Übrigen – angestoßen durch Lacan und Laplanche – bereits zu Versuchen geführt hat, Freuds Entdeckung neu zu konzipieren.

In einer sozialwissenschaftlichen Perspektive setzt sich ROLF HAUBL mit der Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS) auseinander. Haubl hinterfragt die biomedizinisch-psychiatrische Definitionshoheit über die Störung und stellt die ausschließlich biologisch-genetische Erklärung der ADHS – epidemiologisch der größten psychosozialen Belastung von Kindern und Jugendlichen – infrage. Der biomedizinisch-psychiatrische ADHS-Diskurs tendiere dazu, die einzelnen Risiko- und Schutzfaktoren zu isolieren. Haubl gibt zu bedenken, dass die rasante Zunahme an ADHS-Diagnosen und Ritalin-Verordnungen in Deutschland am Übergang vom 20. ins 21. Jahrhundert in einen Zeitraum falle, in dem ein rasanter Gesellschaftswandel – die neoliberale Transformation – vonstattengehe. Angesichts der verringerten sozialen Sicherheit und des gestiegenen gesellschaftlichen Angstniveaus bestehe

die Gefahr, dass psychopharmakologisches Enhancement – z. B. am Arbeitsplatz – alltäglich zu werden drohe. Ähnlich wie für Studierende aus einem konkurrenten Herkunftsmilieu, die – wie eine US-amerikanische Studie zeigte – sehr viel häufiger auf psychopharmakologische Enhancer zurückgreifen, gelte auch für Schüler und Kindergartenkinder: Kinder, die in eine konkurrente Welt hineingeboren werden, »stehen [...] von Anbeginn ihres Lebens unter Beobachtung«. Eltern seien mit der paradoxen Situation konfrontiert, sich für Normabweichungen zu sensibilisieren und für Abweichungskorrekturen bereitzuhalten, »ohne sich der geltenden Norm sicher zu sein«.

Haubl plädiert für eine »verantwortungsvolle Aufklärung« und einen »konflikträchtigen Verständigungsprozess«, da die ADHS-Thematik in einem emotionalisierten Feld divergierender Erwartungen angesiedelt sei. In einer sozialwissenschaftlichen Perspektive gehe es schließlich auch darum, Krankheiten und Störungen als Lebensstilindikatoren zu thematisieren. In diesem Zusammenhang lasse sich die These formulieren, dass die »Ritalin-Gesellschaft« eine Folge der »erregten Gesellschaft« sei, das heißt einer Gesellschaft, die eine multisensorische Reizflut produziere, die schnell zu einer Reizüberflutung werden könne. Medienerziehung und Regulierung medial vermittelter Erregtheit sei eine wichtige pädagogische Herausforderung.

Die Bedeutung des Dialogs zwischen Sozialwissenschaften und Psychoanalyse findet ihren Niederschlag nicht zuletzt auch in der Arbeit verschiedener interdisziplinärer Forschungsgruppen, welche die beziehungsdynamischen, rollendynamischen und soziokulturellen Aspekte der Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung untersuchen.

Das zweite Schwerpunktthema des Buches »Psychoanalyse und Gesellschaft« wird mit einem Beitrag von HANS-JÜRGEN WIRTH eingeleitet, der sich mit den Phänomenen von Macht und Destruktivität in der Politik aus psychoanalytischer Perspektive nähert. Dabei bezieht er sich insbesondere auf das Narzissmus-Konzept und dessen objektbeziehungspsychologische Weiterentwicklung durch Jessica Benjamin, Vamik D. Volkan und Otto F. Kernberg. So unternahm Benjamin den Versuch, das Problem der Macht mit der existenziellen Abhängigkeit

des Menschen einerseits und seinem gleichermaßen ausgeprägten Bedürfnis nach Souveränität andererseits in Verbindung zu bringen. Die Ausübung von Macht, die Varianten des pathologischen Narzissmus und damit verknüpfte paranoide Projektionen stellen in dieser Sichtweise Strategien dar, um die Abhängigkeit zu verleugnen.

Besonderes Augenmerk gilt den psychoanalytischen Aspekten von Terrorismus und Fanatismus sowie den kollektiven Identitäten. Die destruktiv-narzisstische Dynamik verdichtet sich und findet sogleich ihren Endpunkt in der Metapher von der Verschmelzung des Kämpfers mit seiner tödlichen Waffe; in dieser Metapher kommt die vollständige Funktionalisierung des Individuums, seine vollständige Verdinglichung und die gleichzeitig damit verbundene Erlösungsfantasie, die sich mit dem Tod verwirklichen soll, zum Ausdruck. Ausgehend von Kernbergs Einschätzung, dass nicht nur die Gewalt, die man am eigenen Leibe erlebt, traumatisierend wirkt, sondern auch die Gewalt, deren Zeuge man wird, wird das destruktive Potenzial von Kollektiven verständlich, deren Elterngeneration Opfer von Gewalt geworden war und/oder deren kollektives Selbstwertgefühl narzisstisch verletzt wird. In dieser Perspektive lassen sich Terroristen auch als unbewusste Delegierte transgenerationaler Konflikte charakterisieren.

Das kollektive Trauma diskutiert Wirth insbesondere mit Blick auf den Anschlag vom 11. September 2001 auf das World Trade Center und im Hinblick auf die Auswirkungen dieser für die US-Amerikaner kollektiven Traumatisierung in der Politik des Landes. Auch hinsichtlich der kollektiven Identität kommt der Erinnerung und dem Gedächtnis eine besondere Bedeutung zu. Hervorgehoben werden die Gefahren, die sich daraus ergeben, dass das erlittene kollektive Trauma abgewehrt wird, indem sich die Betroffenen – in dem Fall die US-amerikanische Gesellschaft – auf das Trauma fixieren und es zum zentralen Bezugspunkt der nationalen Identität (im Sinne des »gewählten Traumas«, vgl. Volkan 1999) machen. Vor diesem Hintergrund lassen sich Wirths Überlegungen zur Funktion der Rolle des US-amerikanischen Präsidenten und seiner beiden Nachfolgekandidaten als Beispiele für die politischen Aspekte kollektiver Bereitstellungsmechanismen der Gewalt (nach einem erlittenen kollektiven Trauma und einem erlebten verletzten

kollektiven Selbstwertgefühl), als Beispiel für die Wiederholung und Perpetuierung des Traumas wie auch seiner möglichen Überwindung lesen. Wirth schlussfolgert, dass infolge der nicht nur zwei Repräsentanten unterschiedlicher Machtblöcke, konkurrierender Wirtschafts- und Politikkonzepte, sondern auch unterschiedlicher psychologischer Konzepte, die Welt zu bestehen, miteinander konkurrierten.

Angesichts der polarisierten theoretischen Auffassungen zur Sexualität und deren Bedeutung (Entmystifizierung versus Verharmlosung) unternimmt MARIO ERDHEIM den Versuch, sich in einer ethnopsychoanalytischen Perspektive der Sexualität, insbesondere der Perversion, und ihrer gewandelten Beurteilung zu nähern. Er geht dabei von der Vermutung aus, dass eine Reihe von Verhaltensweisen, die im Zusammenhang mit emotional intensiven Erfahrungen stehen, eine Art Wandlung durchmacht. Diese emotional intensiven, nicht zuletzt sexuellen Erfahrungen könnten sowohl im Rahmen der Religion eingebettet sein als auch in psychopathologischen, kriminologischen oder ästhetischen Kontexten. Entscheidend dafür, welchem Bereich sie zugeordnet werden, sei letztlich die gesellschaftliche Beurteilung der Fantasien, die mit diesen Verhaltensweisen verknüpft werden. Erdheim zeigt am Beispiel der Tschuktschen, eines sibirischen Jägervolkes, auf, wie Transsexualität mithilfe des Schamanismus in die Kultur integriert werden konnte. Sobald sie hingegen als Krankheit definiert wird, entwickeln sich soziale Mechanismen, die das Individuum aus dem Gruppenzusammenhang ausschließen. In seinem ethnopsychoanalytischen Entwurf zum Zusammenhang von Kultur und Perversion geht es Erdheim insbesondere um die Frage, aufgrund welcher kulturellen Voraussetzungen es einerseits zur Integration, andererseits zur Ausschließung komme. Wesentliche Voraussetzungen seien die kulturelle Definition von Kindheit und Geschlechterverhältnis, die Verknüpfung von Emotionalität und Geschlecht, die jeweilige Einstellung gegenüber dem Wandel von Institutionen und nicht zuletzt die herrschenden Machtverhältnisse. Vor diesem Hintergrund unterschieden sich die Theorien zur Sexualität insbesondere auch im Hinblick auf ihre eher sozial integrativen bzw. sozial ausschließenden Tendenzen.

Erdheim unterstreicht, dass der Zweifel an der Geschlechtsrolle die in

ihr eingefrorene Unbewusstheit freisetzen könne – als eine der Voraussetzungen für den Kulturwandel. Dabei biete insbesondere die Adoleszenz als »kreative Phase« die Chance, die Geschlechtsidentität zu revidieren und neue Erfahrungen zu sammeln. Im Hinblick auf ein zentrales Problem der psychotherapeutischen Arbeit, das Verhältnis zwischen Fantasie und Realität und deren Gewichtung durch den Patienten und den Therapeuten, macht Erdheim auf die »eigenartige Situation« aufmerksam, in der sich die Psychoanalyse, die mit der Differenz von Fantasie und Realität operiert, heute befinde: »[D]as, was einst die Schamanen *fantasierten*, die Zerstückelung und Wiedierzusammensetzung des Leibes, [kann] dank der modernen Medizin real durchgeführt werden [...]. Fantasie und Realität vermischen sich in einer Hightech-Kultur auf einer neuen Stufe.«

Der Beitrag von REGULA und THOMAS UMBRICHT setzt sich mit der Funktionalisierung des Körpers auseinander und beschreibt die Psychodynamik schönheitschirurgischer Operationen. Mit Françoise Dolto wird unterschieden zwischen dem Körperschema und dem unbewussten Körperbild. Das Körperschema bezieht sich auf den unmittelbaren aktuellen Körper als Vermittler zwischen dem Subjekt und der Welt. Es ist unbewusst, unterbewusst und bewusst, und für alle Individuen der Gattung Mensch das gleiche. Demgegenüber handelt es sich beim Körperbild um eine unbewusste symbolische Verkörperung des begehrenden Subjekts, es ist Ausdruck der psychosexuellen Entwicklung des Subjekts. Es wird deutlich, dass dieselben schönheitschirurgischen Interventionen ganz unterschiedliche Beweggründe haben können. Dabei entfaltet sich eine breite Palette von psychischer Gesundheit bis zu schwerer Pathologie. Diese definiert sich dadurch, ob sich im Subjekt ein gesundes Körperbild entwickeln konnte, »also eine freundschaftliche Beziehung zum eigenen Körper besteht«, oder ob der Körper zur Lösung unbewusster Konflikte im Zusammenhang mit der psychosexuellen Entwicklung »benutzt« wird. Dementsprechend vielfältig sind die Motive zu plastisch-chirurgischen Operationen: Hoffnung auf Rettung vor der Angst, sich psychisch vom mütterlichen Körper ablösen zu müssen, Rettung vor ödipalen Schuldgefühlen, Rettung vor der Tatsache, in einen erwachsenen Körper hineinwachsen zu müssen, aber

auch Erlösung von etwas Störendem, ohne dass davon das unbewusste Körperbild tangiert wäre.

Die entscheidende Frage sei, inwieweit der Körper in allen Entwicklungsstufen und Lebensabschnitten symbolisiert und somit auch in seiner Mangelhaftigkeit narzisstisch besetzt werden könne, was einen innerpsychischen Spiegelungsraum voraussetze, »der aufnimmt und erblickt und nicht nur abbildet«.

Der Beitrag von Regula und Thomas Umbricht – auch als Dialog zwischen einer Plastischen Chirurgin und einem Psychoanalytiker aufzufassen – ermöglicht einen verstehenden Umgang mit den vielfältigen Motivationen zu schönheitschirurgischen Interventionen als einem sehr weit verbreiteten Phänomen in der modernen Gesellschaft, der frei ist von jeglicher moralisierenden Bewertung.

Einen anderen Aspekt der modernen Gesellschaft, den der Ökonomisierung, greift LUDWIG HAESLER auf. Er setzt sich mit der zunehmenden Ökonomisierung aller Bereiche der Medizin und des gesamten Gesundheitswesens auseinander, die dazu tendiere, die allgemeine medizinische und mit ihr auch die psychoanalytisch-psychotherapeutische Praxis in einer fundamentalen Weise zu verändern und einzuengen. Haesler rückt die Begegnung mit dem Subjekt kranker Mensch in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen und plädiert für eine grundsätzliche Rückbesinnung auf die ethischen Grundlagen und Grundwerte ärztlich-therapeutischen Handelns und auf die Notwendigkeit, eine nicht ausschließlich von ökonomischen Zwängen bestimmte, »auf Freiheit, Solidarität und Subsidiarität gegründete Krankenversorgung zu entwickeln«. Er schlägt eine »binokuläre Sicht« vor, in der der leidende Andere in ganzheitlicher Sehweise betrachtet wird, die sich von dem Bemühen um Verständigung über das Betrachtete leiten lässt und auf dieser Grundlage das gemeinsam zu entwickelnde angemessene ärztlich-therapeutische Handeln ableitet. Gerade auch angesichts der von einzelnen Krankenkassen geplanten evidenzbasierten und qualitätsgemanagten Strukturierungsmaßnahmen der Kontrolle und Überwachung ärztlicher Tätigkeit und eines von der Krankenkasse zentral gesteuerten »Monitoring« des therapeutischen Prozesses unterstreicht Ludwig Haesler, dass das Subjektive sich nicht objektivieren oder gar in einer objektivierenden Weise »behandeln« lasse;

vielmehr lasse es sich nur im Rahmen eines deutenden Diskurses, einer deutenden Verständigung gemeinsam verstehend erschließen. Das medizinische Modell der »Störungsbeseitigung« und »Heilung« stoße sehr bald an Grenzen, nicht zuletzt bei schweren und chronisch verlaufenden Erkrankungen. Einige sehr instruktive Fallbeispiele unterstreichen die Bedeutung und Nachhaltigkeit einer auf einer relationalen Begegnung gründenden therapeutischen Haltung und Herangehensweise. Der angemessene hermeneutische Zugang zum kranken Menschen lasse sich nicht durch bloßes Auszählen, Wiegen, Messen und Kontrolle von außen erschließen, sondern lediglich in binokulärer Sicht, die beide Dimensionen, das konkret Körperliche wie auch das Seelische, angemessen im Auge behält. Unter Bezug auf Gadamer konstatiert Haesler, das Angemessene lasse sich nicht ausmessen, es erschließe sich nur deutend in einer gemeinsamen Verständigung. Haeslers Beitrag stellt ein engagiertes Plädoyer eines Psychoanalytikers für das »Subjekt in der Medizin« (im Sinne Viktor von Weizsäckers) dar.

Zu Beginn des dritten Teils des vorliegenden Bandes setzen sich die Psychoanalytikerin DOMINIQUE BONDY BORBÉLY und ihr Bruder, der Theaterregisseur LUC BONDY, mit den Berührungspunkten und Divergenzen zwischen Theater und Psychoanalyse auseinander. Die psychoanalytische Interpretation von Kunst, Literatur und Theater hat eine lange Tradition und beschäftigt sich mit dem kreativen Prozess, mit der Arbeit des Künstlers, mit dem Werk selbst, den Theorien der Ästhetik und der Rezeption. Freud fand in der Literatur eine wichtige Quelle für seine psychoanalytischen Entdeckungen; dabei ging es ihm vor allem darum, herauszufinden, durch was und warum Menschen berührt werden. Bekanntlich verglich er die Arbeit des Künstlers mit der des spielenden Kindes und des tagträumenden Erwachsenen, der sich eine eigene Welt schafft.

Anhand des Theaterstückes *Die zweite Überraschung der Liebe* von Marivaux, das von Luc Bondy in Nanterre bei Paris mit großem Erfolg inszeniert wurde, stellen die Autoren formelle Gemeinsamkeiten zwischen Psychoanalyse und Theater fest: Den potenziellen Raum, die Figuren und das Hier und Jetzt. In einem potenziellen Raum (dem

Setting der Psychoanalyse und der Bühne) ist Platz für die Fantasiewelt. Realität und Fantasien können sich frei artikulieren und neue unbekannte Erfahrungen werden ermöglicht.

Während sich auf der Bühne Interaktionen und Konflikte zwischen verschiedenen Protagonisten abspielen und der Zuschauer Zeuge einer Vielfalt menschlichen Ausdrucks und menschlicher Erfahrungen wird, wird auch der Raum des Analytikers von vielen inneren Figuren bewohnt, die abwechselungsweise in Erscheinung treten. Im Unterschied zum Theater wird der Analytiker immer wieder die Kleider, die ihm der Patient übergestülpt hat, ausziehen, das heißt, er wird aus der Rolle, die ihm zugeschrieben wurde, aussteigen (mittels Übertragungsdeutungen), um Realität wiederherzustellen und um dem Patienten ein neues Szenario zu ermöglichen.

Die dritte Gemeinsamkeit besteht in den Erfahrungen im Hier und Jetzt, die die Präsenz von verschiedenen Wahrnehmungsmodalitäten einschließt. Im Hinblick auf das Theaterstück von Marivaux werden weitere psychoanalytische Gedanken entwickelt, die sich auf das zentrale Thema beziehen, nämlich das Bedürfnis, das verlorene gute Objekt wiederzufinden. Neue Erfahrungen ermöglichen auch in diesem Stück Entwicklungsprozesse, die eine echte Trauer einleiten, das gute Objekt in sich finden lassen und die Herrschaft des grausamen Über-Ich zu überwinden helfen. Im Spannungsfeld der Ästhetik geht es dabei auch um das Ringen um den wahrhaftigen Ausdruck des Gefühlten, wobei Form und Inhalt in einer einmaligen Weise zusammenkommen.

PETER DETTMERING fasst ins Auge, dass aus der Verbindung von Psychoanalyse und Dichtung etwas hervorgegangen ist, das eigene Geltung beansprucht: die Literaturanalyse. Der an der Entzifferung künstlerischer, literarischer Phänomene interessierte Analytiker steht in einem Zwischenraum zwischen Metapher und wissenschaftlicher Strenge: Behalte der Psychoanalytiker, der sich einem Werk der Literatur nähert, diese Polarität von Bild und Wort im Auge, so werde er sich in der Regel vor konkretistischen Deutungen in Acht nehmen.

Freud formulierte vier Hinweise für ein vertieftes Verständnis von Literatur, indem er insbesondere auf die »Verdoppelungsmechanismen« hinwies: Die Aufspaltung der eigenen Person durch Ich-Spaltung in

»Partial-Ichs«, was zu männlichen oder weiblichen Gegensatzpaaren führt; die Funktionsteilung innerhalb eines Paares (z.B. Mann und Frau); die Verselbstständigung einer weiblichen Komponente durch »Materialisation« und die Verselbstständigung tief verdrängter, der Selbstwahrnehmung entzogener Wesensteile zum »Doppelgänger«.

Das Verhältnis von Literatur und Psychoanalyse ist aufseiten der Schriftsteller vielfach von tiefer Ambivalenz geprägt; genannt seien Karl Kraus, Heimito von Doderer und Rainer Maria Rilke. Peter Dettmering unterstreicht, dass sich bei manchen Künstlern das Bedürfnis nach Verborgtheit in Form einer eigentümlichen Ambivalenz äußere: In dem Wunsch, verstanden und kritisch gewürdigt zu werden, wie auch unbemerkt zu bleiben und nicht gefunden zu werden. Dabei beziehe sich der Wunsch nach Verborgtheit insbesondere auf die Gefahr, das kreative Potenzial könne durch ein Zuviel an Beobachtung ausgebeutet und »vernichtet werden«.

Der Beitrag von Peter Dettmering entzieht sich einer kurzen zusammenfassenden Darstellung, lässt er den Leser doch unmittelbar teilhaben am kreativen Strom literarisch-poetischer Ausdrucksformen. Das, was den Dichter, den Literaturwissenschaftler und den Analytiker gleichermaßen angeht, soll deshalb mit einem Text Maurice Maeterlincks, den Robert Musil seinen *Verwirrungen des Zöglings Törleß* vorangestellt hat, anklingen:

»Sobald wir etwas aussprechen, entwerten wir es seltsam. Wir glauben in die Tiefe der Abgründe hinabgetaucht zu sein, und wenn wir wieder an die Oberfläche kommen, gleicht der Wassertropfen an unseren bleichen Fingerspitzen nicht mehr dem Meere, dem er entstammt. Wir wähnen eine Schatzgrube wunderbarer Schätze entdeckt zu haben, und wenn wir wieder ans Tageslicht kommen, haben wir nur falsche Steine und Glasscherben mitgebracht; und trotzdem schimmert der Schatz im Finstern unverändert.«

DOMINIQUE BONDY BORBÉLY, Psychoanalytikerin in Zürich, schildert in einem weiteren Beitrag ihre Auseinandersetzung mit Franz Kafkas Text *Die Verwandlung*, einer in der Grenzzone zwischen Realität und Fantasiewelt angesiedelten Erzählung. Sie betrachtet diese Erzählung als Beschreibung einer psychischen Desintegration, als das Versagen

einer wirklichen Verwandlung im Sinne einer Transformation und einer Integration. Auf der Grundlage von Melanie Kleins Konzept der Reparation untersucht sie insbesondere das Phänomen der Dissoziation, ferner die Voraussetzungen einer gelingenden Transformation und deren mögliches Scheitern. Zwei Kasuistiken untermauern, welche Bedingungen notwendig sind, damit eine Transformation im Sinne einer Umwandlung der deformierten Selbstanteile möglich wird. In der Begegnung mit »unerreichbaren Patienten« wird deutlich, dass der deformierte Teil in ihnen – Bondy spricht vom »Insektenteil« – einen fundamentalen Mangel repräsentiert. Die Begegnung mit diesem intrapsychischen »Insektenteil« löst Scham, Machtlosigkeit und Hass aus und führt zunächst eher zu schroffer Abwehr. Das eigene Denkvermögen in der Gegenübertragung werde oft beeinträchtigt, weil die Vorstellung einer Beziehung, eines Austausches zwischen Subjekten, sich nicht entwickeln konnte. Gelingt es dem Psychoanalytiker, in sich selbst einen potenziellen Raum zu konstituieren, so wird diese innere Kreation der Ausgangspunkt eines tieferen Verständnisses in einem Übergangsraum. Das Bedürfnis zu partizipieren, eine emotionelle Erfahrung zu teilen – obwohl diese Patienten vielfach alles unternehmen, um gerade dies zu vermeiden – sei wesentlicher Teil des »Containing« und der reparativen Funktion und gehe einher mit einem »revitalisierten Zuhören«.

Bondy betont die Gefahr, in einem konzeptuellen Panzer eingeschlossen zu bleiben, in dem Sprache und Gefühle abgespalten sind, wenn der Therapeut aus Selbstschutz vor dem Kontakt mit dem verzweifelten Teil, der sich hinter dem Panzer versteckt, »zu schnell konzeptualisiert«. Worte sind in diesem Prozess nicht nur Bedeutungsträger, sondern unmittelbar mit Emotion und Bindung verbunden. Im Sinne Henri Reys entsteht bei den Patienten eine innere Mutter, die auch antworten kann: Dieser therapeutische Prozess ist vergleichbar mit der Transformation, die der Leser von Kafkas *Die Verwandlung* erlebt, indem das Udenkbare Worte gefunden hat, die berühren.

IOANNIS S. ZACHARIADIS untersucht Gemeinsamkeiten, Berührungspunkte und Diskurse zwischen der Psychoanalyse und der Kinetografie (er benutzt diesen Begriff, da dieser sowohl die Aspekte von

Filmtheorie, -sprache und -technik beinhaltet, wie auch das Kinoerlebnis einschließt). Er zeigt, wie die Kinematografie (durch Schnitttechniken, Montage usw.) und die Psychoanalyse (durch das freie Assoziieren, die Bearbeitung des Traumerlebens) einerseits durch Zeitsprünge und andererseits durch Materialkonzentration eine Diskontinuität der zeitlichen Dimension erreichen. Trotz der Entchronifizierung stelle sich jedoch erstaunlicherweise kein unsicheres Gefühl ein, vielmehr entschlüsseln sich die unbewussten Motive und versteckten Botschaften, die eben »nicht auf den ersten Blick zu sehen sind«. Zachariadis betrachtet die Kinematografie und die Psychoanalyse als »ödipale Künste«: Der absichtliche Gang von Ödipus in die Dunkelheit erinnere an den Kinzuschauer, der die Welt der Lichter verlässt, um in der Dunkelheit des Kinos ein Refugium zu finden und einen besseren, genaueren – wenn auch indirekten – Blick auf das Leben zu erhaschen.

Zachariadis' Beitrag vermittelt einen Überblick über die historische Entwicklung der psychoanalytischen Filmtheorie. Diese beschreibt insbesondere auch die interaktive Beziehung zwischen Film und Betrachter und das sogenannte Phi-Phänomen, demnach insbesondere die Interpretation der Serie der Einzelbilder für den Zuschauer von Bedeutung ist. Lacans Postulat, dass die Formierung des Ichs durch einen imaginären Prozess stattfindet, stellt eine Analogie zwischen dem Spiegelstadium des Kindes und dem Zuschauer eines Films her. Anhand einiger Elemente des Meisterwerks von Orson Welles *Citizen Kane* wird die Parallelität mit der Psychoanalyse verdeutlicht. Die durch die subjektive Kameraführung erzielte narrative Originalität, die dadurch erzielte Multiplizität der Meinungen und die Desynthese der Zeit sind bedeutsame Aspekte dieses Films. Zachariadis schließt damit, die Geschichte – und die Analyse – könne beginnen, sobald es den Ariadne-Faden in Form einer fassbaren Erinnerungsspur gebe.

Im letzten Teil des Buches beschreibt JOACHIM KÜCHENHOFF den therapeutischen Prozess der Selbstkonstitution, »die Wege, die sich durch die Psychoanalyse anbieten, zu sich selbst ein Verhältnis zu entwickeln und sich selbst auf die Spur zu kommen«. Anhand von sehr prägnanten Fallbeispielen wird der Beitrag der Psychoanalytischen Psychothe-

rapie zur Selbstkonstitution schrittweise entfaltet: Es geht dabei um die Einsicht in die eigene Bedingtheit, die Differenzierung zwischen Selbst und anderen und die Rückgewinnung des Selbstverständnisses aus der Selbstentäußerung im Symptom.

Ziele der Selbstkonstitution sind zweierlei: Der eine Endpunkt ist die Frage nach der eigenen Identität, der andere Endpunkt bezieht sich – pragmatisch und handlungsorientiert – auf die Frage nach den praktischen Konsequenzen der Selbstkonstitution. Identität wird dabei verstanden als Fähigkeit, »im Wechsel der Erfahrungen und Selbstzuschreibungen den in der eigenen Person verankerten Ausgangs- und Endpunkt zu bewahren«. Dieses Wechselspiel von Identifizierung und Desidentifizierung ist unabschließbar und im psychoanalytischen Sinne nur als Prozess zu konzipieren.

Joachim Küchenhoff betont, dass die Selbstkonstitution ein emotionaler Prozess sei, der schließlich notgedrungen Handlungskonsequenzen mit sich bringe. Er kritisiert, dass in Psychoanalysen dieser Gesichtspunkt der Veränderung (»der Umsetzung der in der Kur gewonnenen Erkenntnisse in die eigene Lebenspraxis also«) oft vernachlässigt werde. Diese Anregung zu einem Dialog innerhalb der Psychoanalyse verbindet sich auch mit einem Dialog im Rahmen der Psychotherapieforschung und mit anderen psychotherapeutischen Ansätzen. Ein »verhängnisvoller Irrtum der gegenwärtig allorts zu beobachtenden Effizienzsteigerung« bestehe darin, dass Beziehungserfahrungen gegenüber technischer instrumentalisierter Zielorientierung abgewertet werden. Ein deutlicher Unterschied bestehe eben gerade darin, ob ein Verhalten aus einer bewussten Überzeugung eingeübt werde bzw. ein schädigendes Verhalten aufgegeben werde, oder diese Änderung des Verhaltens geschehe, weil der Betreffende sich in einer Beziehung wieder als wertvoll erleben konnte. Diese Selbstfürsorge habe die Liebe des anderen als Ausgangspunkt.

PETER HARTWICH setzt sich mit der zukünftigen Rolle der Psychoanalyse in der Psychiatrie auseinander. In einer historischen Rückschau wird zunächst der stetige Wechsel unterschiedlicher Betrachtungsweisen nachvollzogen – einerseits der »psychischen Dominanz« mit ihrer psychologischen Innenschau und der dazugehörigen Bedeutung der Er-

lebnisswelt des Subjektes und andererseits der »somatischen Dominanz« mit morphologisch begründeten Erklärungsmodellen einschließlich naturwissenschaftlich geprägten empirischen Untersuchungsstrategien des Objektes.

Das derzeitige Verhältnis zwischen Psychiatrie und Psychoanalyse sei – mit einigen Ausnahmen – dadurch gekennzeichnet, dass »die einen die anderen nicht zur Kenntnis zu nehmen scheinen«. Hartwich warnt daher vor dem »flacher und enger werdenden Blickwinkel auf psychische Störungen« innerhalb der psychoanalytischen Institute, der mit einer »unreflektierte[n] Selbstüberschätzung vieler Psychoanalytiker« einhergehe, alle psychischen Krankheiten verstehen und behandeln zu können«, wobei somatische Teilaspekte als Grundlage in der Ätiologie der schizophrenen, schizoaffektiven und affektiven Psychosen nicht wahrgenommen werden. Die Psychiatrie kritisiert er dafür, dass sie die Dominanz der somatischen Perspektive nicht infrage stelle. Vielfach werden Korrelation und Kausalität verwischt und der Anspruch vertreten, psychische Funktionen und ihre krankhaften Aberrationen könnten durch die modernen diagnostischen Verfahren sichtbar gemacht werden. Dieser Mainstream bilde jedoch nicht die ganze Wirklichkeit der »großen Landschaft von Psychiatrie und Psychoanalyse« ab. Zukünftig, so Hartwich, werde sich die Psychiatrie wieder mehr auf die Bedeutung der in den letzten Jahren vernachlässigten subjektiven Erlebnisseite besinnen. Das Ineinandergreifen von neurowissenschaftlichen Untersuchungen, modifiziertem psychoanalytischem Vorgehen und gezieltem Einsatz von Psychopharmaka werde die Therapie der schweren Erkrankungen bestimmen. Er hofft darauf, dass eine wachsende Gruppe von Forschern zukünftig in der Lage sein werde, zu verstehen, dass es nicht mehr nur um das Subjekt oder Objekt geht, sondern um das Verhältnis zwischen beiden.

MICHAEL DÜMPELMANN setzt sich mit der Bedeutung der Affektentwicklung für die Behandlung von Psychosen auseinander. Er geht dabei von der zentralen Rolle der Affekte als wesentliche Ausdrucks- und Verhaltensprogramme zur Selbststeuerung und Kommunikation mit anderen Menschen aus und betrachtet die Affektstörungen als einen Kernaspekt psychotischer Störungen. Zugleich beschreibt er die mögli-

chen Gründe für die Vernachlässigung der Affekte im Bereich der Psychosenforschung und Psychosenpsychotherapie. Anhand einer Fallgeschichte demonstriert Dümpelmann typische Affektverarbeitungsmuster psychotischer Menschen und formuliert darauf abgestimmte adäquate therapeutische Antworten. Dazu zieht er Konzepte aus der Entwicklungspsychologie, der Bindungs- und der Traumaforschung zur Analyse einer Beziehungsepisode heran, insbesondere im Zusammenhang von Affektregulation, Kontingenzerfahrung und Selbstentwicklung. Leitbild und notwendige Voraussetzung für den Rahmen einer Psychodynamischen Psychosentherapie sei, eine flexible Anpassung und einen steuerbaren emotionalen Kontakt zu ermöglichen, um die Erfahrungen des psychotischen Patienten teilen, sowie handelnde, expressive und nonverbale Therapieformen integrieren zu können. Schwerpunkte der psychotherapeutischen Behandlung stellen Störungen der Affektwahrnehmung, der Affekttoleranz, Störungen des Erlebens der Wirkmächtigkeit der Affekte dar. Vor dem Hintergrund unterschiedlicher Modi der Affektregulierung bei psychotischen Krankheitsbildern plädiert Michael Dümpelmann für die Entwicklung differenzierter Arbeitsmodelle, die einen Zugang zu den typischen Entwicklungsstörungen bei Psychosen und einen individuellen Rahmen für die Zusammenarbeit aller an der Therapie Beteiligten ermöglichen.

Im Beitrag von HOLGER HIMMIGHOFFEN und MICHAEL BERTSCHINGER entfaltet sich das Spannungsfeld von klinisch-psychiatrischer Weiterbildung zum Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie und psychoanalytischer Weiterbildung in der Perspektive der Ausbildungskandidaten. Die Autoren beschreiben die institutionellen Veränderungen in der Psychiatrie und stellen sie den relativ konstanten Rahmenbedingungen der psychoanalytischen Weiterbildung gegenüber. Sie beleuchten das Spannungsfeld zwischen Psychoanalyse und Psychiatrie auf drei Ebenen: auf der Ebene der konzeptuellen Diskrepanzen, der veränderten gesellschaftlichen und institutionellen Rahmenbedingungen und ferner der Schwierigkeiten hinsichtlich der Entwicklung einer beruflichen Identität in der Doppelrolle als klinischer Psychiater und Psychoanalytiker. Gerade angesichts der ausgeprägten regressiven Phänomene in psychiatrischen Institutionen und der Bedeutung eines

professionellen Umgangs mit ihnen, der gerade auch durch eine psychoanalytische Weiterbildung gefördert wird, beklagen sie zum einen die fehlende Wertschätzung psychoanalytischer Kompetenz insbesondere im Rahmen der akademischen Psychiatrie, zum anderen die zunehmende Distanz der psychoanalytischen Ausbildungsinstitute (inklusive Ausbildungsanalytiker und Supervisoren) zu spezifischen Fragestellungen der Psychiatrie, nicht zuletzt auch zu den psychiatrischen Patienten. Der klinische Psychiater, der zugleich auch um eine psychoanalytische Identität ringe, lebe in zwei Welten, zwischen denen seitens der jeweiligen Institutionen keine Kommunikation stattfindet.

Dieser Beitrag ist als ein sehr dringender Appell nicht zuletzt auch an die psychoanalytischen Ausbildungsinstitute und deren Ausbildungsorgane anzusehen, sich mit dieser für die Ausbildungskandidaten zunehmend schwierigen Situation auseinanderzusetzen (u. a. durch Veränderung der Curricula und der Rahmenbedingungen der Ausbildung).

Aus der Perspektive des Lehranalytikers nimmt ALEXANDER MOSER Stellung zu den offenen Fragen der psychoanalytischen Ausbildung. Er geht dabei u. a. von der Kritik aus, die Kernberg bezüglich der strukturellen Aspekte der psychoanalytischen Ausbildungsinstitutionen formuliert hat. Kernberg stimmte für einen radikalen Wechsel der organisatorischen Strukturen von Ausbildungsinstituten und kritisierte das System der Ausbildungsanalyse einschließlich der Selektion und Funktion der Supervisoren. Er plädierte für Änderungen hinsichtlich des Curriculums, der Art und Weise, wie psychoanalytische Institute geführt werden, untersuchte die Rolle von Universitäten und diskutierte die Aufnahmebedingungen für Kandidaten und die Prozesse der Evaluation und Zertifikation. Einige dieser Aspekte werden von Moser aufgegriffen und akzentuiert, insbesondere auch im Hinblick auf die institutionellen Aspekte psychoanalytischer Weiterbildung. In diesem Zusammenhang spricht er von gelegentlich auftretenden »paranoiagenen Stimmungen in Ausbildungsinstitutionen, zu denen die schlecht definierbaren und nahe beim subjektiven Ermessen des Beurteilers liegenden Kriterien beitragen, die während der Ausbildung erfüllt werden müssen«. Unter Bezug auf Grunberger beschreibt er den »korrumpierenden Effekt der

Macht« auch in psychoanalytischen Institutionen und problematisiert die Identifikation mit hierarchischen Strukturen nach der Aufnahme der Kandidaten in die jeweiligen Institute bzw. psychoanalytischen Gesellschaften.

Wie bereits zuvor Fritz Morgenthaller, so empfiehlt auch Alexander Moser eine größere Bescheidenheit im Hinblick auf die Wirkung der Lehranalyse und warnt vor den destruktiven Auswirkungen nicht aufgelöster Idealisierungen innerhalb psychoanalytischer Institute. Moser beleuchtet insbesondere die Gefahr der Entwicklung bürokratischer Strukturen und einer fragwürdigen Hierarchisierung innerhalb der psychoanalytischen Vereinigungen. Die organisierte Psychoanalyse produziere mit der von ihr zu Recht grundsätzlich als unvermeidlich betrachteten Selektion von jeher einen »Halo von feindlich gesinnten ehemaligen Anhängern«. Moser fragt weiter, ob die psychoanalytischen Organisationen diesen Umständen ausreichend Rechnung tragen und ob und inwiefern die Mitglieder der psychoanalytischen Organisationen die vorhandenen demokratischen Mittel zur Verbesserung offensichtlich ungenügender Zustände voll ausgenutzt haben. Gerade auch angesichts seiner deutlichen Institutionskritik betont Moser schließlich die Spezifika der psychoanalytischen Ausbildung und unterstreicht insbesondere die notwendige Garantie der Stabilität und Sicherheit des Settings. Die grundlegende Voraussetzung dafür sei nicht zuletzt auch die menschliche und professionelle Stabilität, die nicht mit einer »hastigen Akquisition irgendeiner Technik erworben werden« könne, sondern eine umfassende, sorgfältige jahrelange theoretische Ausbildung mit Selbsterfahrung in eigener Analyse und Erfahrungen in mehrjährigen Supervisionen erfordere. Bereits Eitington (1926) hatte die Auffassung vertreten, dass die psychoanalytische Ausbildung nicht der persönlichen Initiative Einzelner überlassen werden könne, sondern eine adäquate Institutionalisierung notwendig sei. Dabei gelte es – so das Fazit Mosers im Sinne von Wallerstein –, den optimalen Weg zwischen Chaos und Petrifikation immer wieder neu zu finden.